

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Wissen und der Bindestrich. Von Eduard Goldbeck . . . . .	191
Geschlechtliche Aufklärung. Von Oskar Schmitz . . . . .	196
Gefangen in der Heimath. Von Nadja Straßer . . . . .	205
Die religiöse Jase des Hiesigen. Von Friedrich Köhler . . . . .	211
Selbstmordigen. Von Hren und Kefelkobi . . . . .	216
Die Frau des Kommandeurs. Von Michael Schwerflos . . . . .	220

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1915.

**Abonnementspreis** (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der

**VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Litzow 7724.**

**Alleinige Anzeigen-Annahme** der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59. Fernsprecher Amt Zentrum 10.819 u. 10.810.

## Everth & Mittelman, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

**BERLIN C. 19, Petriplatz 4,**

Gegr. 1875.

an der Gertraudenstrasse

vermitteln den Kauf aller Werte, die durch die neue Verbindung **Berlin - Konstantinopel** Beachtung verdienen.

## Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

**BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.**

Gegr. 1869

Tele. Zentr. 2035, 5004, 11.815.

Gegr. 1869

**An- und Verkauf von Wertpapieren, Vermögens-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.**

**An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!**

## Mosse & Sachs

**Bankgeschäft**

**Berlin NW. 7, Unter den Linden 56**

Fernspr.: Zentrum 12450-12452.

Telegramme: Samosbank

**Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.**

Fernsprecher: Stolpplatz 9611-9613.

**Stahlkammer mit Safesanlage.**



## F. W. Borchardt

Königlicher und Kaiserlicher Hoflieferant  
**Berlin W, Französische Str. 47-48**

empfiehlt als besonders geeignet  
zum Versand durch die

## Feldpost

seine feinen

**Genußmittel zur Erquickung,  
Anregung und Stärkung**  
in reich, zweckmäßig zusammengestellter  
Auswahl u. in verschiedensten Preislagen

Man verlange Verzeichnis „Z“ für Feldpostsendungen  
Fernspr.: Amt Zentrum 15, 16, 17, 18, 221, 222, 306.



Berlin, den 13. November 1915.

## Wilson und der Bindestrich.

Die Empörung des Nichts-als-Amerikaners gegen den Bindestrich-Amerikaner ist nicht unbegreiflich. Wer das Bürgerrecht erwirbt, sollte einsehen, daß er mit diesem Schritt endgiltig aus der alten Gemeinschaft ausscheidet und in eine neue eintritt. Sobald die Interessen dieser beiden Gemeinschaften einander so widersprechen, daß ein Ausgleich unmöglich ist, muß er sich für die neue entscheiden. Man kann nicht zween Herren dienen. Und wir müssen zugeben, daß viele Deutsche (und nicht minder viele anderen Nationen Angehörige) das amerikanische Bürgerrecht gleichsam mechanisch oder in bewußt eigennütziger Absicht erwerben, ohne sich über die Folgen dieses Schrittes klar zu werden. Sie sagen sich nicht, daß er eine tiefgehende individuelle Aenderung, beinahe eine Neugeburt voraussetzt. Wer Amerikaner wird oder zu werden versucht, sollte wissen, daß dieser Werdeprozeß, der sich nicht von heute auf morgen vollziehen kann, eine Abkehr von vielen deutschen Ueberlieferungen bedeutet. Wer Amerikaner wird, muß zu glauben bereit sein, daß die republikanische Staatsform der monarchischen überlegen, daß die Herrschaft der Majorität der einer Minorität vorzuziehen ist; daß die Oeffentliche Meinung oder der „Wille der Nation“ untrüglich festgestellt werden kann und daß ihm Weisheit innewohnt; daß die Menschen mit annähernd gleichen Qualitäten und völlig gleichen „Rechten“ geboren werden; daß die Frauen das sittlich höher stehende Geschlecht sind; daß die Menschheit fortschreitet und Amerika an der Spitze der Civilisation marschirt; daß Kasten- und Klassengeist schädlich, Sonderrechte verderblich wirken; daß die Jugend „unabhängig“, also zuchellos aufwachsen müsse; daß das Alter meist

auf der Seite des Vorurtheils, die Jugend auf der Seite der Wahrheit stehe; daß Krieg und Kriegsbereitschaft ein Unrecht und ein Uebel, Friede und Friedensliebe ein Segen und ein Verdienst seien; daß „success“ jedem Tüchtigen das einzig erstrebenswerthe Ziel sei und daß er sich in „cash“ ausdrücke; daß das Leben des Handelnden dem des Betrachtenden vorgezogen werden müsse; daß dem Leben das Tempo den Reiz verleihe; daß Verfertigung in jenseitige Möglichkeiten ein Zeitverlust, Kirchenbesuch aber respektabel sei und schon hienieden, nicht drüben nur, Zins trage.

Ein solcher Katalog, der amerikanischen Theorie oder Praxis entnommen, könnte Seiten lang fortgesetzt werden und würde gewiß manche merkwürdige Antinomie ergeben. Doch das Angeführte genügt, um die These zu erhärten, daß der Erwerbung des Bürgerrechtes eine Umwandlung vorangehen oder folgen sollte. Denn die erwähnten Ideen sind, wie mir scheint, Grundthatfachen der amerikanischen Seele geworden, und wer sie nicht theilt, mag wohl Amerikaner heißen, wird aber kein Amerikaner (des Jahres 1915) sein. Die zeitliche Einschränkung ist nothwendig, weil alle diese Ideen sich wandeln werden: der Amerikaner von 2015 wird von dem unserer Zeit viel mehr abweichen als der von heute von dem des Jahres 1815 (wenn mein Auge nicht trügt).

Wünschenswerth also ist, darin müssen wir den Nativisten Recht geben, daß der Deutsche, der das amerikanische Bürgerrecht erwirbt, hierin nicht nur eine Maßregel äußerer Konvenienz sieht, sondern diesen Nationalitätswechsel genau so ernst nimmt, wie er den Glaubenswechsel nähme. Ist es nicht seltsam, daß Menschen, die den Wechsel der Religion lange und reiflich bedenken würden, sich so leicht, so bedenkenlos zu einem Nationalitätswechsel entschließen? Und doch ist die Thatsache, daß Jemand Katholik oder Protestant ist, ihm gewiß nur in seltenen Fällen so wichtig wie sein Deutschtum oder sein Amerikanismus.

Trotz diesem Zugeständniß aber darf Niemand behaupten, daß Deutsch-Amerikaner ihre Pflicht gegen das Adoptivland verlegt oder vernachlässigt haben. Diese Behauptung ist auch von ernst zu nehmenden Amerikanern früher niemals aufgestellt worden und bedurfte bis jetzt keiner Erörterung. Wie kommt es nun, daß der (deutsche) Bindestrich-Amerikaner sich plötzlich in einen Konflikt der Pflichten verstrickt fühlt und daß er sich schroff gegen das offizielle Amerika wendet? Wir Deutsche behaupten, daß die Regierung, daß vor allen Anderen der Präsident die Schuld trägt. Die Meisten von uns meinen, daß Mr. Wilson die Ausfuhr von Munition und Waffen verbieten lassen mußte. Ich

glaube Das nicht, bekenne mich vielmehr zu der Ansicht, daß Staatssekretär Lansing die Berechtigung der Munition-Ausfuhr in seiner Note an Oesterreich-Ungarn überzeugend nachgewiesen hat. Ich glaube aber, daß nicht ein einziger denkender Deutscher-Amerikaner in diesem Lande lebt, der den Präsidenten nicht der Schwäche gegenüber England ziehe. Vielleicht wäre es möglich gewesen, zu einem Kompromiß zu gelangen, die englische Blockade zu mildern und den deutschen Unterseekrieg zu vermeiden, wenn nicht Mr. Wilson von vorn herein darauf verzichtet hätte, irgendwie auf England zu drücken. Dabei beharrte er doktrinär auf seiner Meinung, daß jeder Amerikaner das Recht habe, auf einem beliebigen Schiff, sei es auch bis an den Rand mit Mordwaffen gefüllt, durch die Kriegszone zu fahren; er geißelte Deutschlands Taktik als „gefehwidrig“ und „unmenschlich“ und bezeichnete die inzidentelle Vernichtung amerikanischen Lebens als Kriegsgrund („decidedly unfriendly action“). Alles, um die Situation zwischen beiden Ländern bedrohlich zu gestalten. (Zuvor hatte er, in Philadelphia, gesagt, es gebe Fälle, in denen ein Mann „zu stolz sei, zu sechten“.) Nebenbei wurde manchmal offiziös die Nachricht aufgetischt, der Präsident arbeite an einer energischen Note an England. Bisher ist sie noch nicht aus dem Haupt dieses Jupiter hervorgegangen; und kommt sie, so wird sie schwerlich der gepanzerten Athene gleichen. (Der November hat sie, endlich, gebracht; sie soll ziemlich scharf sein, ist aber im Wortlaut noch nicht von Deutschen nachprüfbar.)

Die Nichts-als-Amerikaner haben gegen diese Haltung nicht protestirt. Sie haben nur immer wieder, ganz undemokratisch, ganz unamerikanisch, erklärt, sie würden zum Präsidenten stehen. Dies Schauspiel, schon in einer Monarchie kläglich, wirkt in diesem Lande des „government by the people“, in der Periode des Referendums und der Richterabsetzung durch das Volk, geradezu grotesk. Wenn unsere hervorragendsten Bürger in der ernstesten Lage, die seit sechzig Jahren war, keine eigene Meinung haben und sich der Entscheidung des Präsidenten submissiv beugen, noch bevor sie wissen, in welchem Sinn er sich entschließen werde, so ist die Demokratie, wie Kabelais sagt, „nicht einen Zwiebelstehlf wert“. Der Präsident, dem Mancher hier die ganze Unbelehrbarkeit eines seit Jahren im Amt sitzenden Ordinarius von Quarta zuschreibt, ist klug genug, sich als den Diener der Oeffentlichen Meinung zu geben; und die Oeffentliche Meinung winselt zurück: „Wie Du befehlst, mein hoher Herr!“

Von dieser Seite also, Das sahen wir, hatten wir nichts zu

erwarten. Was Anderes sollte, konnte nun geschehen, als daß die Deutschen versuchten, sich zu organisiren, auf die Presse einzuwirken, Redner und Abgeordnete zu gewinnen? Was jeder Trust thut, was jede Geschäftsgruppe in kleinerem oder größerem Umfang zu thun versucht: Das soll uns, im klassischen Lande des „pull“ und des „lobbying“, als Verbrechen angerechnet werden? Es wäre doch mehr als seltsam, wollte man versuchen, die Propaganda der Deutschen mit anderem Maß zu messen als die der Engländer. Ist es etwa antiamerikanisch, zu glauben, daß gutes Einbernehmen mit Deutschland den Vereinigten Staaten nur nützen könne? Antiamerikanisch wäre es freilich, wollten die Deutschen versuchen, die Vereinigten Staaten in den Krieg zu verwickeln; aber ein solcher Versuch müßte doch erst, und zwar als ein Versuch mit tauglichen Mitteln, nachgewiesen werden. Kein Ernster hat daran gedacht. Fanatikergeschwäh beweist nichts.

Die Nichts-als-Amerikaner haben die ihnen unbequeme Entwicklung lediglich sich selbst zuzuschreiben. Hätten die Zeitungen und Zeitschriften eine unparteiische Haltung bewahrt oder nur nach einer solchen getrachtet, so wäre die Erbitterung der Deutschen nicht auf diesen Grad gestiegen. Aber gerade die „vornehmen“ Zeitschriften, wie „Atlantic Monthly“ und „North American Review“ haben sich so unvornehm wie möglich benommen, wenn Vornehmheit Gesinnungsfreiheit und Billigkeit des Urtheils bedeutet. Und so sagte sich jeder Deutsch-Amerikaner, daß stummes Zuschauen frevelhaft sei und daß man sich zusammenscharen müsse. Wir haben eben so viel Recht, unser Wesen hier zur Geltung zu bringen, wie der Engländer oder irgendeine andere Nationalität. Kein Deutscher, der das amerikanische Bürgerrecht erwirbt, verpflichtet sich durch diesen Entschluß, Angliomane zu werden und so faszinirt nach England hinüber zu starren, wie die Aristokratie Bostons und die Hohe Finanz New Yorks thut. Die Erfahrungen des letzten Jahres müssen jeden Deutsch-Amerikaner darüber belehrt haben, daß Organisation das erste und letzte Wort ist. Nur, freilich, sollte diese Organisation so gehalten sein, daß sie es jedem wirklich unabhängig denkenden Amerikaner ermöglicht, ihr mit gutem Gewissen beizutreten. Weder dürften Deutschlands kontinentale Interessen zum Angelpunkt des Wollens gemacht noch dürfte in ihr Haß und Feindschaft gegen andere Völker gepredigt werden. Sonst kann diese Neue Welt sie nicht ertragen.

Die Deutsch-Amerikaner müssen aussprechen: „Wir wollen Frieden und Freundschaft zwischen Amerika und Deutschland erhalten und fördern. Wir wollen jede Regierung unterstützen, die

nach diesen Grundsätzen handelt, jede Regierung bekämpfen, die sich von ihnen entfernt. Wir wollen versuchen, zutreffende Anschauungen über deutsches Wesen und deutsche Ziele zu verbreiten, ohne deshalb zu verkennen, was wir anderen Nationen schuldig sind, und uns störrisch und überheblich von ihnen abzuschließen. Wenn wirklich deutsche und amerikanische Interessen unversöhnlich zusammenprallen, so sind wir entschlossen, uns als gute Amerikaner zu bewähren; aber einer dahin neigenden Entwicklung werden wir, gerade weil wir zu so schwerem Opfer bereit sind, mit allen gesetzlichen Mitteln vorzubeugen suchen. Wir könnten nicht zugeben, daß wir in Abwesenheit des Kongresses vom Präsidenten festgelegt und in einen Krieg hineingetrieben werden, der für beide Länder ein furchtbares Unglück wäre.“ Durch seine mexikanischen Politik hat Präsident Wilson das Recht verwirkt, in seiner Behandlung auswärtiger Fragen auf willige Nachfolge zu rechnen. Er ist ein Meister in der schlimmen Kunst, das Land zu binden und die Nachfolger zu bedürden. Die „moralischen Eroberungen“, die er jetzt wieder durch Einbeziehung der südamerikanischen Staaten in die Mexiko-Aktion gemacht hat, werden sich in nicht ferner Zeit in Verluste umwandeln, wenn die Vereinigten Staaten genöthigt sind, zur Realpolitik überzugehen und ihre Vorzugsstellung in Mexiko geltend zu machen. Die Intervention ist unvermeidlich und eine „idealistische“ Intervention ist unmöglich. Ein Präsident hat nicht das Recht, das Blut auch nur eines amerikanischen Soldaten für andere als nationale Zwecke zu opfern, mag auch sein Herz noch so warm für den mexikanischen Hörigen schlagen. Er opfere sein Herzblut, nicht das des Volkes.

Dies nebenbei; doch war die Abschweifung zur Charakterisierung des Präsidenten nothwendig. Niemand kann verlangen, daß die Deutsch-Amerikaner blindlings einem Mann folgen, der einen Mangel an politischem Instinkt so deutlich befundet hat. Die Deutsch-Amerikaner wollen nichts als gleiches Recht für Alle. Freilich aber auch das Recht zur Opposition, das Recht, zu rufen: „Fort mit Wilson!“ Nicht, weil seine Administration für Deutschland, sondern, weil sie für Amerika gefährlich ist.

Evanston, Ill.

Eduard Goldbed.



Der Schreiber dieses von deutschem Jörn diktierten Artikels lebt in den Vereinigten Staaten, ist aber nicht ihr Bürger. Er wird gewiß gern hören, daß aus seiner Heimath noch nicht die Hoffnung gewichen

ist, auch mit Herrn Wilson leidlich auszukommen (dessen Willen zu würdiger Verständigung wir einstweilen nicht anzweifeln dürfen und dessen Wiederwahl drüben Viele wahrscheinlich dünkt). Daß sich diese Hoffnung erfülle, wünschen wir auch, damit den Deutsch-Amerikanern ein Pflichtenzwist oder, mindestens, ein Gefühlszwiespalt erspart bleibe, der sie dem Land ihrer Geburt oder dem ihrer Wohnsitzwahl allmählich entfremden müßte. Geht's nach dem Wunsch reblicher Deutschen und kluger Amerikaner, so verlaßt der Bindestrich nicht.



### Geschlechtliche Aufklärung.\*)

**U**nser Zeit hält die geschlechtliche Aufklärung für nöthig. Was sie aber unter diesem Deckmantel bietet, ist geschlechtliche Verwirrung. Die Wünsche kommen von mißvergnügter Seite und begünstigen daher die körperlich und seelisch irgendwie nicht ganz Vollwerthigen. Sie wollen das junge Mädchen nicht mit der verschiedenen Geschlechtsnatur von Mann und Weib bekannt machen, was vielleicht heilsam wäre; im Gegentheil: sie suchen vor dem Auge des Mädchens diesen Unterschied zu verwischen und es mit falscher Voreingenommenheit in das Leben zu stellen. Daher heute die furchtbaren Enttäuschungen und unmöglichen Ansprüche der Frau in der Ehe.

Die Scheidung der Frauen in Welt und Halbwelt entspricht durchaus nicht einem verdorbenen oder überfeinerten Empfinden, sondern stammt aus der tiefsten Ursprünglichkeit männlicher Werthung. Daß den selben Mann draußen ein Verhalten flüchtig locken kann, vor dem ihn innerhalb seines Hauses ekeln würde, wird und soll den meisten Frauen unverständlich bleiben. Es ist aber das rein Natürliche; und nur Heuchelei läßt es heute viele, besonders „moderne“ Männer übersehen. Der Bauer, der in der Stadt den Lockungen eines Dirnchens unterlegen ist, würde seine

---

\*) Dieser Aufsatz wurde vor dem Krieg geschrieben. Der hat auch die Frau schnell geläutert und auf den Posten gestellt. Um den Rückfall in die alten Irrthümer zu hindern, dürfte ihre logische Widerlegung dennoch zeitgemäß sein.



Bäuerin aus dem Ehebett werfen, wenn sie ihm ähnliche Freuden anböte. Genau so zwiefach ist das Empfinden des Seemannes in der Hafenstadt und daheim. Darin liegt nichts „Lebemännisches“.

So lange die Welt steht, hat es Frauen gegeben, die ihr Triebleben dem Sittengebot der Eiche nicht unterzuordnen vermochten. Nie sind sie für ganz vollwerthig genommen worden; daß man sie aber als den Auswurf betrachtet und oft dazu macht, ist die Folge einer widernatürlichen, heuchlerischen Entwicklung der letzten Jahrhunderte. Dagegen wird jezt von verschiedenen Seiten angeklämpft; und es wäre zu begrüßen, wenn hier wahrhaft aufklärend, nicht verwirrend gewirkt würde. Statt das Hetärenthum als eine menschliche Nothwendigkeit zu betrachten, will man es als soziale Erscheinung beseitigen, während es in Wirklichkeit eine unvermeidliche psychologische Spielart ist. Gewiß wird die einzelne Hetäre oft aus ihrer unnöthig qualvollen Lage auf die Gasse getrieben. Aber fast niemals haben sich Mädchen aus Noth zum Dirnenthum entschlossen, vielmehr sind es immer ihre Triebe, die sie dorthin führen und deren Wahlllosigkeit ihnen nachher ohne Schwierigkeit erlaubt, sich so ziemlich Jedem hinzugeben, der zahlt. Frauen, die dagegen einen triebhaften Widerwillen haben, verhungern lieber mit ihrem Kind, als daß sie auf die Gasse gehen, oder es bleibt bei fruchtlosen Versuchen.

Nun könnte das natürliche Hetärenthum der dazu Veranlagten bei richtiger Einordnung nicht nur fast gefahrlos sein, sondern es ist sogar nothwendig zur Erfüllung der Begierden des noch nicht eheweisen Mannes. Er wird dadurch verhindert, aus bloßer Brunst zu früh eine Lebensgefährtin zu nehmen und vermuthlich die falsche; die für die Ehe geeigneten Mädchen aber werden durch die Hetären vor den Angriffen der jungen Männer geschützt. Wo ein allzu entwürdigtes Hetärenthum den seiner empfindenden Mann abstößt, ist er gezwungen, seine Begierden in die Familie zu tragen; dort entsteht dann jene heimliche Verderbtheit, die man in angelsächsischen Ländern beobachten kann. Eine noch wenig beachtete Bedeutung des Hetärenthums liegt auch darin, daß es für nicht wenige Männer mit hohen Zielen (Schoopenhauer) die Zwischenstufe zur völligen Enthaltfamkeit bildet. Es schützt sie vor störenden Weibergeschichten und Eheverwicklungen, ohne sie Brunst leiden zu lassen. Darum wird ja auch das anerkannte, käufliche Hetärenthum so sehr von der Frauenbewegung angegriffen. So lange sich noch „Strikebrecherinnen“ finden, die dem Mann erlauben, sich von dem Drang seiner Triebe zu befreien, ohne dafür die Frau in sein eigentliches Leben eindringen

zu lassen, ist die Frauenherrschaft noch nicht vollkommen. In den angelsächsischen Ländern, wo das Hetärenthum besonders entwürdigt ist, liefert daher den Mann sein stets unbefriedigter Trieb den Bedingungen der kühl berechnenden Weibchen aus. Darum ist Amerika das Paradies der Frauen.

Schwarzseher behaupten, in jeder Frau schlafe die Dirne. Es dürfte richtig sein, daß die anständige Frau, also eine, bei der die Triebe erst durch Liebe geweckt werden, durch die Gesittung gezüchtet worden ist. Wird ein Mädchen aufsichtslos schlechten Einflüssen preisgegeben, so mögen in ihr vielleicht wirklich dirnenhafte Züge entwickelt werden können. Das besorgt heute in England der Flirt. Die jungen Mädchen suchen dort auf Dirnenart möglichst viele junge Männer anzuziehen; viele unter ihnen benutzen die Wirkung ihrer Reize auch zum Erzielen wirtschaftlicher Vortheile, und wäre es nur die Bezahlung von Schulden im Bridgespiel. Manche dieser jungen Damen unterscheiden sich von den wirklichen Dirnen nur dadurch, daß sie weniger geben als nehmen. Wer sein zu unterscheiden weiß, wird diese Art des heimlichen Hetärenthums für viel unsittlicher und auch viel mehr zerlegend halten, obwohl oder gerade weil es unter dem Deckmantel der Familie geschieht. Auch das Hetärenthum der genußsüchtigen verheiratheten Frau gehört hierher, die sich der anerkannten Dirne für überlegen glaubt, weil sie von ihren Liebhabern kein Geld annimmt. Welch eine Selbstbelugung! Sie ist viel schlimmer als die wirkliche Hetäre, die von dem selben Mann, dem sie sich giebt, ihren Unterhalt oder Theile ihres Unterhalts empfängt. Die treulose Ehefrau dagegen empfängt meist den Unterhalt von einem Anderen, dem ahnungslosen Gatten, und dieser Betrug ist gewiß mehr zu verurtheilen als das offene Handeln der wirklichen Hetäre. Am Allerschlimmsten aber ist das Hetärenthum, welches heute frech mit Weltanschauungsforderungen, „neue Ethik“ genannt, in die Oeffentlichkeit tritt und für ein unregelmäßiges Triebleben die Rechtfertigung durch eine neue Sittlichkeit verlangt.

Wir kommen also zu dem Schluß, daß von allen Formen des Hetärenthums die heute ausschließlich dazu gerechnete, die Dirne, die harmloseste ist. Aus diesem Grund wäre allerdings eine Erneuerung der sittlichen Werthung erwünscht. Die wirkliche Dirne heuchelt weder Reinheit wie das flirtende Mädchen der Gesellschaft, noch rühmt sie sich der „völligen Uninteressirtheit“ ihrer Hingabe, *нояъ вѣнцѣтъ* sie um ihres Handwerks willen *ѣтъ* Verwerthung der Werthe; im Gegentheil: ihre sittlichen Urtheile sind oft sehr gerade und natürlich. Sie hält ihr eigenes Handeln im

Grund für schlecht, doch für entschuldbar, weil sie ja Keinem zur Rechenschaft verpflichtet ist; für den „unlauteren Wettbewerb“ aber, den ihr das Flirtmädchen, die Ehebrecherin und die Weltanschauungshure machen, findet sie meist treffende Bezeichnungen. Sie ist in ihrem Gefühl viel weniger entartet als Jene und hat in viel höherem Maß ein Recht auf unsere Theilnahme und unser Mitgefühl. Was sie hoch über die Anderen stellt, ist diese Thatsache: sie weiß, daß sie eine Dirne ist, und im Augenblick, wo ihr eine echte Liebe von einem ihr auch Eindruck machenden Mann entgegengebracht wird, steigt Alles, was in ihr gut ist, empor; sie wird dann ihr Dirnenthum hassen, in besonderen Fällen sogar endgiltig überwinden, niemals aber grundsätzlich ein Recht auf ihr Dirnenthum gegenüber der Geschlechtsfreiheit des Mannes behaupten, wie es die von der Gleichheit der Geschlechter überzeugte Dame, die sich auslebt, oder die Weltanschauungshure zu thun pflegen. Wer wagt, durch eine große Liebe eine reuige Magdalena zu erlösen, hat ein feierliches Schicksal, das ihn zu den tiefsten Schauern führen kann. Man denke an Dostojewskijs „Raskolnikow“ oder an Toistois „Auferstehung“. Wer aber die Halbzungfrau, die bewußte Erotikerin oder die neue Ethikerin an sich kettet, ist ein dumme Kerl, der höchstens Mitleid erweckt, weil er Alles, seine Persönlichkeit, seinen Namen und sein Gut, für Die einsetzt, die ein Anderer für nichts haben konnte. Man beobachte ihn, wie er, die neue Weltanschauung seiner Frau mit saurem Gesicht vertretend, in den Ecken der Ballsäle herumsteht, während sie im Meer ihres läppiſchen Vergnügens plätschert. Wer die Dirne erlöst, bekommt Etwas von ihr, was kein Anderer beſeſſen hat, ihre tief verborgene Reinheit; jene andere Frauen aber sind der Reinheit überhaupt unfähig, weil sie ja in ihrer Selbstverblendung nicht begreifen, daß sie Dirnen sind. Sie tragen das Dirnenthum mit in die Ehe. Sie können nicht büßen, da ihre Frechheit sie verhindert, eine Schuld zu sehen. Sie sind ewig unerlösbar, weil ihr Herz von falschen Lehrfäden umstrickt ist.

Geschlechtliche Aufklärung sollte deshalb zu dem Entschluß führen, das Hetärenthum nicht zu unterdrücken oder wegzuleugnen, sondern es als Thatsache anzuerkennen, ihm aber seine Grenzen anzuweisen. Unsittliche Wirkung hat es nur dann, wenn es in die Familie eindringt. Daß die Familie hetärisch veranlagte Mädchen und Frauen mit Grausamkeit ausstößt, ist vollkommen berechtigt. Zu beklagen ist nur, daß diese Grausamkeit heute nachgelassen hat. Warum aber diese Frauen dann, nachdem sie von der Familie gelöst sind, weiter gequält und verfolgt werden sollen,

ist nicht einzusehen. In dem Augenblick, wo sie ihre wahre Stellung gefunden haben, erfüllen sie eine soziale Nothwendigkeit. Das muß anerkannt werden, ohne daß man sie darum den anständigen Frauen gleich achten soll, wie die Mutterstühlerinnen verlangen. Dafür, daß sie nicht die Würde der tugendhaften Frau besitzen, haben sie das Glück des Sinnenlebens, daß sie ja selbst über Alles begehren; dafür, daß die frei herumstreichenden unter ihnen der körperlichen Unterjochung unterworfen sein müssen, sollte man ihnen auch einen besonderen Schutz angedeihen lassen. Nicht die Dirne ist heute das Uebel, sondern, daß sie so tief entwürdigt ist. Diese Entwürdigung aber liegt nicht in der Aussicht,

in der aus-  
Dirne zwingt,  
möchte. Sie  
ausgeliefert  
und sich in  
ihren Trieben  
igen brauchte.  
Zustand der  
it gleichgiltig  
berall, beson-  
des Dirnen-  
et den Frauen  
uerteln, inner-  
nießen könn-  
achtlokale, die  
des geschlecht-  
he Dies mög-  
Vermiether,  
ß nur ein ge-  
des gehezten  
ten leben.  
s und Tanz-  
a sie oft auch  
sehen wollen.  
os wäre), und  
nächten, diese  
Männer im  
nd sie sich im  
lche die Dirne  
mögen, kann  
rden all diese

der sie ihrer Unersättlichkeit wegen unternimmt, jener  
beutung durch den Geschäftsgeist, der die einzelne  
sich zehnmal öfter preiszugeben, als sie eigentlich  
ist Wirthen und Geschäftsleuten aller Art so wehrlos  
und verschuldet, daß sie sich meist nicht helfen kann  
ihrem Gewerbe aufreibt, daß, in natürlichem, also  
entsprechendem Umfang ausgeübt, sie nicht zu schäd-  
Daß sie dadurch viel leichter erkrankt und in einer  
Verzweiflung geräth, wo ihr die eigene Gesundheit  
wird, ist klar. Die sittliche Verwirrung, die heute ü-  
bers auch bei den Behörden, in der Beurtheilung  
wesens besteht, nützt nur den Wirthen. Man verbietet  
das natürliche Beisammenwohnen in abgegrenzten W-  
halb derer sie eine ziemlich vollständige Freiheit ge-  
ten, erlaubt aber in allen Gegenden der Stadt U-  
ungeheures Geld einbringen, wo aber das letzte Ziel  
lichen Zusammenseins nicht erreicht werden kann. Ge-  
lich ist, müssen erst noch Kraftwagenunternehmer,  
allerlei Schmaroher und Eckensteher verdienen, so da-  
ringer Theil des Verausgabten wirklich in die Hände  
Mädchens gelangt, von dessen Reizen ganze Schick-

Dadurch, daß alle diese Lokale, Bars, Kabare-  
häuser mitten in die Städte verstreut sind, werden  
von Ehefrauen besucht, die „Das“ doch auch einmal  
Selten begnügen sie sich mit einem Mal (was harmlos  
so sieht man denn heute, besonders in den Samstag-  
Orte mit Frauen angefüllt, die in Gesellschaft ihrer  
Verhalten den Dirnen nachzuahmen trachten, während  
Grund ihrer Seele für anständige Frauen halten, we-  
berachten. Was sie als Gattinnen und Mütter sein  
der Kenner aus jeder ihrer Bewegungen sehen. Wä-

dem Vergnügen dienenden Orte, auch Kabarets und Tanzhäuser, an bestimmte Viertel der Stadt gebunden, dann wäre ausgeschlossen, daß sich dort Familien einnisten. Innerhalb jener Viertel aber könnte dann eine gewisse Freiheit herrschen und die Tänze selbst brauchten nicht von einem zu sittenstrengen Auge beurtheilt zu werden. Ob die Frauen oder Mädchen dort einzeln oder gemeinsam wohnen wollen, könnte freigestellt sein; nur müßten sie vor jeglicher Ausbeutung durch Gastwirthe, Kupplerinnen, Händlerinnen und Zuhälter geschützt werden. Wenn der männliche Gast nicht länger gezwungen wäre, für nichtswürdige, gesundheitschädliche Verpflegung Wucherpreise zu zahlen, so käme auch ein solches Mädchen schneller zu Dem, was es braucht, ohne sich vorher in zweifelndem Warten zu erschöpfen, ob der „Kavalier“, nachdem er vom Wirth gerupft worden ist, auch noch Etwas für sie übrig haben wird. Die Mädchen selbst würden durch die Ungehörtheit ihrer Wohnungen nicht zu dauerndem Aufenthalt im Gasthaus veranlaßt und weniger oft dem Alkohol verfallen. Was sie heute neben der wirtschaftlichen Ausbeutung besonders entwürdigt, ist nicht die ihrem Wesen durchaus natürliche Preisgabe gegen Entgelt, sondern die schauerhafte sittliche Verwirrung, die sich in ihrer Beurtheilung äußert und die nur dem gewissenlosen Geschäftsmann Nutzen bringt; er, der durch die Ausstellung ihrer Reize wohlhabend wird, hält sich dabei nicht etwa für einen Hurenwirth. Der Besitzer eines berliner Nachtkaffeehauses, das in Sonnabendnächten mit Huren vollgepfropft ist, würde sich durch dieses Wort schwer beleidigt fühlen.

Die geschlechtliche Aufklärung, deren drittes Wort Wissenschaft ist, kümmert sich in Wirklichkeit allzu wenig um die wirklichen Ergebnisse der Forschung; sonst müßte sie die Kenntniß zu verbreiten suchen, wie grundverschieden Mann und Weib geschlechtlich veranlagt sind. Bei der Frau ist das Geschlecht der Mittelpunkt, bei dem Mann liegt es am Rand seiner Persönlichkeit. Aus diesem Grund ist das Geschlechtsleben, das sie erwählt, für die Frau entscheidend, für den Mann aber nur einer unter mehreren wichtigen Umständen. Die Blüthen des weiblichen Geschlechtes zeichnen sich durch Keuschheit, Liebesfähigkeit und Mütterlichkeit aus; aber nie waren sie geschlechtslos (was etwas Anderes ist als keusch). Dagegen sind unter den Männern von Bedeutung alle Spielarten der Geschlechtlichkeit vertreten. Der jüngere Pitt und Kant waren vollkommen ungeschlechtlich und unfähig. Das Selbe mag von manchen trefflichen Beamten und Gelehrten gelten. Caesar und Napoleon waren im höchsten Maß

„lästerhaft“. Auch von vielen bedeutenden Künstlern wird Dies gesagt. Von einer Frau zur anderen geschweift sind wohl fast alle. Die männliche Leistung ist eben nicht an das Geschlechtsleben gebunden; sie kann völlig verdrängt und beherrscht sein, wo das Geschlechtsleben flatterhaft schweifend ist und eben dadurch ein nothwendiges Ventil wird unter dem Hochdruck der Lebensaufgabe. Die Frau aber, die auf geschlechtlichem Gebiet mehrere Versuche gemacht hat, ist mindestens verbeult und besleckt. Auch erschöpft pflegt sie, wenigstens seelisch, sehr bald zu sein.

Gewiß giebt es auch Frauen, die eine geniale Veranlagung zu einer männlichen Geschlechtsfreiheit berechtigt. Man kann dabei an einzelne große Damen denken (die glänzendste war Katharina von Rußland), die durch hohe Geburt früh in die Kreise der Staatskunst kamen. Die meisten von ihnen aber haben Unheil angerichtet. Man kann von geschlechtlich genialen Frauen sprechen in den Berufen, die selbst im Grund nichts Anderes als ein erhöhtes Geschlechtsleben sind, wo die Frau aus ihrem eigenen Wesen Kapital schlägt. Das gilt besonders vom Beruf der Bühnenkünstlerin. Daß auch der Tanz eine Form der Erotik ist, beweist der Umstand, daß bei der befriedigten Frau die mädchenhafte Tanzlust abzunehmen, bei der unbefriedigten mit Gewalt hervorzubrechen pflegt.

Bei fast allen Frauen, nicht etwa bei den schwachen, sondern gerade bei den starken, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, weicht schließlich doch der Beruf vor der Mutterchaft. Es ist noch nicht ein Hundertstel der Frauen, denen man um ihrer echten Genialität willen eine Art Männersittlichkeit zugestehen darf. Jhretwegen kann man die sittlichen Forderungen nicht ändern. Bei einer Frau ist, wie gesagt, das Geschlecht Mittelpunkt und darum darf sie, wenn sie Gattin und Mutter werden will, nicht spielerisch damit umgehen. Die Frau aber, die selbst mit ihrem Geschlechtsleben spielt, wird zum Spielzeug des Mannes, zur Hetäre.

Das Spielen mit dem Geschlechtlichen muß von der Ehe so fern wie möglich gehalten werden. Der tiefste sittliche Irrthum unserer Zeit ist, in der Erotik nicht etwa ein Zugeständniß ans Menschlich-Allzumenschliche zu sehen, sondern einen eigenen Lebenswerth. So wird die Erotik heute in die Ehe getragen, der sie allen Sinn zu nehmen im Stand ist. Die Erotik ist Champagner. Eine Flasche muß auf einen Saß ausgetrunken werden; am anderen Tag ist sie abgestanden. Die erotische Ehe aber schmeckt bald wie abgestandener Sekt. Erotik gehört nicht ins Haus und kann höchstens außerhalb der gewohnten Lebenskreise

ohne Ekel genossen werden. Dafür, daß die Ehe nicht zu erotisch werden kann, sorgt ja in natürlichen Fällen die Mutterschaft; deshalb ist die gewollt kinderlose Ehe so unsittlich: die nicht genug in Anspruch genommene Frau (ein Beruf würde da nur oberflächlich helfen) ist zu sehr auf den Mann angewiesen und sucht daher das Wesen der Ehe immer mehr ins Erotische hinüber zu spielen. Statt eines Ventils wird auf diese Weise die Erotik zum Schwungrad des Zusammenlebens. Das wird heute vielfach bewußt erzielt. Es giebt Frauen, welche die Geliebte ihres Mannes zu sein und zu bleiben wünschen. In einer Ehe, die so anfängt, ist die Frau nach einem Jahr die Dirne des Mannes und nach zwei Jahren sein Brechmittel. Manchmal geht es auch noch schneller. Die Erotik ist etwas dem Wesen der Ehe vollkommen Entgegengesetztes, denn sie beruht gerade nicht auf innerer Zusammengehörigkeit, sondern auf eigenthümlichen äußeren Reizen, die durch einander innerlich Fremde erweckt werden. Sie ist weder Geschlechtlichkeit noch Liebe, vor Allem hat sie nichts mit Gefühlen zu thun. Sie ist ein kurzes Schauern, das weder durch Schönheit noch durch Gemüth hervorgerufen wird, sondern durch flüchtige Reize, denen man um keinen Preis der Welt jeden Tag ausgesetzt sein möchte. Ein fremdartiger Tonfall der Stimme, eine Uebertriebenheit in der Kleidung, eine gewisse Künstlichkeit der Ausdrucksweise, eine ausgesprochene Albernheit, Unbildung, ja, Häßlichkeit können erotische Reize vermitteln. Sichtbare Mängel werden nicht nur im Augenblick übersehen, sondern bilden zur größten Ueberraschung des Betroffenen vielleicht gerade das Anziehende. Der erotische Reiz kann allen unseren sonstigen Werthungen gerade entgegengesetzt sein; unsere Eitelkeit kann uns manchmal verbieten, ihn zuzugestehen. Aus Alledem sieht man, daß die Erotik eine prickelnde Teufelei ist, von der man sagen kann, daß sie in der Ehe sicher zur Gefahr werden muß.

Geschlechtliche Freiheit, Abweichung von dem allgemeinen Gebot ist da ungefährlich, wo sie in keinerlei Beziehung mit Ehe und Familie steht. Man muß alle Mädchen zunächst im Hinblick auf die Eiche erziehen, man soll keinerlei hetärische Gewohnheit bei ihnen aufkommen lassen und sie eben so fern halten von dem Anblick des Hetärenthums wie von dem Gift der „neuen Ethik“. Goethe sagte zu Eckermann (man nehme Dies für unsere Zeit nicht allzu wörtlich): „Und dann, was thun unsere Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster; das Theater ist nur für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind. Als Molière schrieb, waren

die Mädchen im Kloster und er hatte auf sie gar keine Rücksicht zu nehmen.“ Auch wo wirthschaftliche Gründe ein Mädchen zum Beruf zwingen, bleibe es nach Möglichkeit unter dem Schutze der Familie. Wenn sich aber ein zu unbändiger Trieb in einem Mädchen äußert, mit leichtfertiger Aufgabe alles Dessen, was ihr die Familie zu bieten hat, dann lasse man sie in Gottes Namen ihren Weg gehen. Sie soll aber darüber aufgeklärt werden, daß sie so, ob mit oder ohne Beruf, eine Hetäre wird, die in der Familie nichts mehr zu suchen hat. So würde das Hetärenthum, auf die Fälle beschränkt, wo es eine Naturnothwendigkeit ist, kenntlich und fast ungefährlich sein.

Die Männer aber sollten in ihrer Frau weder die Geliebte noch die Kameradin sehen (ein Wort, mit dem heute auch ein unerhörter Unfug getrieben wird), sondern ganz einfach ihre Frau, ihre allernächste Verwandte, die mit ihnen Freude und Leid theilt, die Mutter ihrer Kinder und das Wesen, mit dem sie auch die zweite Hälfte ihres Lebens zu theilen haben. Herz und Gemüth, Uebereinstimmung der aus ähnlicher Kinderstube stammenden Gewohnheiten werden die Hauptforderungen sein, die solche Lebensgefährten an einander stellen. Die Sittlichkeit kann in Einzelfällen oft ein Auge zudrücken; aber eben so wenig, wie es erlaubt sein darf, Leben und Eigenthum zu schädigen, darf die Reinheit der Familie praktisch oder auch nur theoretisch (in Zeitungen, Büchern oder auf der Bühne) angegriffen werden. Das hindert nicht, ihre Unreinheit zum literarischen Stoff zu wählen; nur darf der Verfasser nicht durch ungesunde Lehren verwirren.

Der Mann soll stets der Herr des Weibes bleiben; nie darf er sich an sie ganz verlieren und in den Fragen des sentimentalen und leidenschaftlichen Geschlechtslebens den Schwerpunkt des Daseins sehen wollen. Jugendthorheiten schaden nicht das Mindeste und zu bedauern ist, wer niemals geglaubt hat, eine Liebe werde ihn das Leben kosten. Etwas Anderes ist aber, auch als reifer Mensch noch solche Gefühlerhütterungen für etwas Geistiges zu halten und Sentimentalität und Erotik mit einer Frau auf weibliches Gebot hin geistige Gemeinschaft zu nennen. Habt Eure Frauen rechtchaffen lieb, aber bleibt dabei Ihr selber! Gewiß: Mancher verdankt seinem Weib, daß er die höchsten Gipfel des geistigen Lebens erstiegen hat; dafür aber war niemals Das bestimmend, was er als Gedankeninhalt von ihr übernommen hat, sondern: daß ihn ihr Herz und Gemüth mit einem Klima umgab, das seine eigenen Möglichkeiten erst zur Reife kommen ließ.

Oskar M. H. Schmidt.



## Gefangen in der Heimath.

**W**enn von Gefangenen, diesseits oder jenseits der Grenze weilenden, geredet wird, heftet sich unser Mitgefühl zunächst an ihre Unfreiheit, an die Einschränkung ihres trostlosen Daseins. Wie furchtbar für Menschen, die persönlich nichts verbrochen haben, sich nicht frei bewegen zu dürfen, unter Menschen zu leben und doch ausgeschaltet zu sein, in einem gesellschaftlichen Organismus nur ein totes Arbeitswerkzeug zu bedeuten und keinen der lebendigen Fäden zu fühlen, die sie in ein Ganzes einfügen! Ich aber muß dabei an Andere denken; an Die, deren Schicksal, trotzdem sie im eigenen Lande leben, in allen aufgezählten Punkten dem der Gefangenen gleicht; die, obwohl sie nichts verschuldet haben, in ihrer Bewegungsfreiheit, dank einer toten Routine, die Alles gut nennt, was ist, gehemmt sind und aus den tausend lebendigen Zusammenhängen mit dem Ganzen, zu dem sie gehören, nur einen behielten: die Arbeit.

Ich meine die Tausende der „alleinstehenden“ Frauen. Die Sprache bietet in einem Wort das richtige Bild. Einen alleinstehenden Mann, mag er noch so einsam und anhanglos durchs Leben gehen, lebt es nicht. Die Frau aber, der nicht ein Mann zur Seite ist, steht allein.

Unsere Gesellschaftsnormen sind, von den Vorrechten der Gesetzgebung und Verwaltung bis hinunter zum Recht auf Geselligkeit und Zerstreuung, ganz auf den Mann zugeschnitten. Die Frau ist in ihnen nur als Anhängsel des Mannes gedacht. Nur durch den Mann hört sie auf, gesellschaftlich ein unwägbares Wesen zu sein; nur unter seinem „Schutz“ darf sie gesellschaftliche Stellung, Bewegungsfreiheit, Geselligkeit, Ansehen genießen; nur an seiner Hand kann sie sich als vollwerthiges Mitglied der Gesellschaft fühlen. Dieser Zuschnitt stammt aus einer Zeit, die, mag sie schön oder häßlich gewesen sein, längst von der kapitalistischen Fluth weggeschwemmt worden ist. Doch die Routine, die starre Säule aus Gedankenträgheit, hält mit unerschütterlicher Selbstverständlichkeit diesen grotesken Widersinn aufrecht.

Die fünfzehn Monate Krieg haben dem Sprüchlein, die Frau gehöre ins Haus, wohl Etwas von seiner überzeugenden Oberflächlichkeit genommen. Die Leute mit den tiefsten Bastionen und den blindesten Augen haben vielleicht doch gemerkt, daß es eine stattliche Anzahl von Frauen gibt, denen das Haus, in das sie „gehören“, fehlt. Und zuvor? Gab es da nicht die Armee der erwerbenden Frauen, von der Telephonistin bis hinauf zur

Lehrerin, Ärztin und Schriftstellerin, die kein Haus (gemeint ist doch immer das vom Manne bewohnte Haus) besaßen? Hat die Gesellschaft mit ihnen gerechnet? Sind sie nicht die Ausgeschalteten, die hinter Mauern Lebenden, ohne Kontakt mit dem Ganzen, zu dem sie gehören?

Der Kapitalismus hat die Frau, wie zuvor den Mann, zum Werkzeug für sich herabgedrückt. Aber auch hier fehlte den meisten Menschen der Muth des Bekennens. Statt die Frauenfrage mit all ihren Erscheinungen als eine der Logik der Dinge entsprungene Thatsache zu nehmen, mit ihr zu rechnen und aus ihr, geistig überlegen, die richtigen Schlüsse zu ziehen, wurde Jahrzehnte lang kreuz und quer herumalbadert, ob die Frau das nöthige Gehirnquantum besitze, um, in der für den Herrn Doktor gegebenen Weise, Fräulein Doktor zu werden. (Man weiß kaum, was lächerlicher dabei überschätzt wurde: der „Doktor“ oder der Mann.) Ob nicht viel nützlicher sei, daß die Frau zu Haus dem Gatten die Strümpfe stopfe, als daß sie sich in „fremden“ Berufen herumtummle. Dabei wurde die Thatsache übersehen, daß dieser erträumte „Gatte“ und wirkliche Mann ein paar Jahrzehnte seines Mannlebens lang auf die gestopften Strümpfe einer Gattin zu verzichten und seinen Bedarf an Weib in anderer Weise als durch eheliche Bande zu decken pflegt. Die Zweifler thaten, als wüßten sie nicht, daß die Frau, selbst die besser gestellte, die sich Studium leisten konnte, noch lange nicht in der Lage ist, sich einen passenden Gatten zu leisten. Man machte den Frauen durch billigen Hohn den Weg in Selbständigkeit sauer und schwer. Die selben Männer, die, wegen ihres Gehirngewichtes und anderer ihnen gewichtig erscheinenden Fakta männlicher Beschaffenheit, nicht das kleinste Quäntchen ihrer bürgerlichen Vorrechte mit der bürgerlich auf sich selbst gestellten Frau zu theilen bereit waren, fragten sehr wenig nach dem Gehirngewicht der Frauen, die gegen genügende Barzahlung zu uneingeschränkten Mitgenießerinnen dieser Vorrechte wurden. Sie schmähten aber und höhnten die Frauen, die Selbstgefühl und Selbstachtung genug besaßen, aus eigener Kraft zu einer Stellung zu gelangen, wo sie sich selbst zu verwalten vermögen.

Täppisch (wie immer, wenn das gesellschaftliche Philistertum Psychologie zu treiben beginnt) wurde das Streben der Einzelnen, die sich der toten Routine nicht beugen wollten, mit dem dehnbaren Wort Hysterie belegt. Man unterließ aber, sich wenigstens belehren zu lassen, daß Hysterie nur dort sich einstellt, wo dunkle Triebe gewaltsam unterdrückt werden, jede klare und offene Willensäußerung dagegen Gesundheit oder Gesundung be-

deutet. Man unterließ auch wohlweislich, neben der weiblichen Hysterie die männliche Neurasthenie zu nennen, die aus der selben Quelle entspringt: einer sinn- und vernunftwidrigen Unökonomie der geistig-seelischen Kräfte als Folge der sinn- und vernunftwidrigen Gestaltung des ganzen gesellschaftlichen Baues. Man überjah folgerichtig auch die weite Verbreitung dieses Männerübels und seine, da es eben die Männer, die Schicksalslenker in unserer heutigen Gesellschaft, trifft, gewaltige Tragweite. Wer will ermessen, bis zu welchem Grade vielleicht eine durch Neurasthenie beeinträchtigte psychische Verfassung das Urtheil über die „Frau“, wie über viele andere die Gemeinsamkeit betrefsende Fragen, beeinflusst hat und den Dingen den uns leider nur zu gut bekannten, allen gesunden Empfíndens, aller gesunden Logik spottenden Lauf gab?

Unter den Schäden des Verhaltens zur Frau ist der größten einer: sein Rückschlag auf die Frau selbst, die Demoralisirung ihres Fühlens und Denkens.

Unsere Zeit hat zwei ganz verschiedene Typen von Frau geschaffen, die sich innerlich kaum weniger schroff von einander unterscheiden als der Mann von der Frau. Hier die nur auf den Mann eingestellte Frau; dort die selbständige, leistende Frau, die, im Rahmen ihrer Klasse, einem naturgemäß erweiterten und erhöhten Kreis von Lebensinteressen zugewandt ist. Was sehen wir allzu oft? Die Gattin, die auf keinesfalls ungewöhnlichem Weg in die Ehe gekommen war, fühlt sich damit schon als den „besseren Menschen“; sie genießt eine Vorzugsstellung und lebt mit dem inneren Bewußtsein eines Menschen, der „es zu Etwas gebracht hat“. Dieses Etwas, der Mann, und die äußeren Vortheile, die durch ihn der Gattin zufallen, läßt unbewußt oder bewußt in ihr den Rückschluß entstehen: die Andere sei, weil sie es nicht „zu Etwas zu bringen“ vermocht hat, die Minderwerthige. Mag die Gattin dabei von dem ganz normalen Trieb, aus einem Minimum von Aufwand geistiger oder seelischer Güter ein Maximum von Befriedigung für sich zu erzielen, geleitet sein; die Rückfolgerung beruht auf einer verschwiegenen Unwahrheit, auf einem falschen Syllogismus, und fordert zur Abwehr auf: denn Niemand wird behaupten, daß die Frau Doktor, die ihren Titel und ihre Erhebung zur „Gattin“ dem gut gehenden Bäckerladen oder dem Bankgeschäft ihres Vaters zu danken hat, mehr persönlichen Werth aufweist als das Fräulein Doktor oder die Lehrerin, die schon durch die an sie gestellten geistigen und sittlichen Anforderungen zu einer höheren Entwicklung ihrer Persönlichkeit

getrieben worden waren. Und doch giebt die beschränkte Einstellung der Gattin den Ausschlag für das allgemeine Verhalten zur Frau. Und dieses Verhalten wurde auch der Unverheiratheten aufgezwungen: sie selbst fühlt sich als die Verunglückte, die Degradirte, die Minderwerthige. Wer würde dem unverheiratheten Mann zumuthen, sich, weil ihm nicht eine vom Standesamt angeordnete Gattin zur Seite steht, als minderwerthig zu empfinden? Daß die unverheirathete Frau sich so fühle, gilt als „natürlich“, sie wird in dieses Gefühl gelenkt oder gestoßen. Und schon hat in Hunderttausenden dieser Auswuchs philistrischer Gesinnung die Seele plattdrückt.

Man fragt sich, wie es möglich sei, daß diese Philistergesinnung noch besteht, noch herrscht. Es ist möglich, weil der Mann gerade bei solchem Verhalten zur Frau sich als das Centrum sieht; weil sein Vorherrschaftsbedürfniß hier schnell befriedigt wird, weil in ihm der Drang, mit einem Minimum von psychischem Aufwand ein Maximum von Erfolg für sich zu erzielen, genau so stark ist wie in der Frau.

Daß junge Mädchen kann nicht zu einer richtigen Werthung ihres eigenen Wesens gelangen, kann gar nicht an einen Ausbau ihrer seelischen und geistigen Kräfte denken. Innere Leere, Haltlosigkeit, völlige Unkenntniß aller Dinge, die nicht auf äußere Wirkung hinielen: da sind die Folgen der Formel „Der Lebensinhalt der Frau ist der Mann“; nicht der Interessentkreis des Mannes, nicht sein Streben, Denken, Wollen, sondern der Mann als gegebene Körperlichkeit mit einer bestimmten Anzahl physiologischer Abläufe.

„Jedes Mädchel ist ja besessen von dem Wunsch, geheirathet zu werden!“ Wie oft hörte man Männer so reden. Und ihre Gedankenträgheit hindert sie, zu sehen, durch wessen Schuld das junge Mädchen nur diesen einzigen Weg für ihr natürliches menschlich-weibliches Geltungsbedürfniß sieht. Wirklich: die Mädchen sind besessen von dem Wunsch, geheirathet zu werden. Und die Stellung der Unverheiratheten ist Grund genug dazu. Das junge Mädchen opfert ohne Bedenken Liebe, Jugend, Glück für Ehe. Weil Ehe die einzige Sicherheit gegen völlige Entrechtung bietet; gegen Demüthigung durch die Frauen, die schon, glücklich oder unglücklich, drüben sind, und durch die selben Männer, die über „Besessenheit“ spotten. Das erklärt auch, weshalb immer und überall das Geschäft der Heirathsswindler blüht. Doch man tadelt nur die Heirathsswindler, die ihre Opfer sitzen lassen, und vergißt die viel gefährlicheren, die ihre Opfer auch wirklich hei-

rathen. Ei, warum denn nicht? Die Kosten zahlt ja ein Anderer! Und die Folge ist: daß allein in Berlin dreißigtausend geschiedene Frauen leben. Aber Vernunftgründe und üble Erfahrungen Anderer kommen nicht gegen die Thatsache auf, daß es für die Frau um Sein oder Nichtsein geht.

Mancher erinnert sich wohl noch des großen Wortes, das vor ein paar Jahren ein gelassener Staatsmann von der Parlamentstribüne herab rief: „Die Ehe ist ja kein Liebesverhältniß!“ Nein, wahrhaftig, längst schon ist sieß nicht mehr; sie ist auch kein Jagdverhältniß, wie sie manche romantische Skeptiker nennen, und ist kein Mysterium, wie das religiöse Fühlen ihr zuweilen zuschreibt: sie ist ein Geschäft, ein „realpolitisches“ Privatunternehmen, wie fast alles Andere in unserer Zeit. Ein Geschäft aber, für das einer sehr großen Zahl von Frauen das nöthige Kapital fehlt. Diese Thatsache sollte die selbständige Frau ohne die übliche Verlogenheit nehmen lernen. Ihre erste Pflicht ist, sich von der Ideologie des Gegners zu befreien. Ihre zweite, sich persönliche Würde zu schaffen. Dann wird sich vielleicht eine Allgemeinheit gewöhnen, diese (nicht für den Mann, durch den Mann, von dem Mann erworbene) Würde zu achten.

Welche Frau von sittlichem Geschmaack schaudert nicht bei der Vorstellung, daß jetzt, wo ein tragisches Weltgeschick Hunderttausende von Männerleben weggerafft hat, der tragisch-lächerliche Weisstanz um „den Mann“ mit noch wüsterer Kraft als bisher einsetzen wird? Und nach der unerbittlichen Statistik: umsonst. Nach der unerbittlichen Statistik müssen zu den bereits vorhandenen noch Hunderttausende von Frauen kommen, die sich den Gattinnenstand nicht erschwingen können.

Und alle sollen verkümmerte Existenzen sein? Sollen nach wie vor als Minderwerthige behandelt werden? Trotz persönlicher Vollwerthigkeit Unfreie sein? Sollen auf Liebe und Mutterglück verzichten? Keinen Anspruch auf soziale Stellung und Ansehen, die der Gattin durch das Geld sofort zufällt, haben? Sollen niemals die Möglichkeit erlangen, ihr Kind, ihre alternde Mutter, ohne selbst zu verhungern, genau so wie der arbeitende Mann zu stützen? Sollen in Millionenbetrieben, in denen jeder Jüngling es nach ein paar Jahren auf ein Hügelchen bringt, ihr Leben lang nur die elend entlohnten „Tippmamsells“ bleiben?

Die arbeitende Frau selbst kann diesen Mißstand abschaffen. Wenn sie eine eigenen Einstellung zu sich selbst findet und die der Gattin los wird. Wenn sie selbst ihr Geltungsbedürfniß auf die Forderung persönlichen Werthes und persönlicher Leistung er-

hebt. Wenn sie Selbstachtung lernt. Wenn sie Liebe nicht mit Bund fürs Leben und dem Küchenhandtuchsprüchlein „Eigener Herd ist Goldes werth“ identifizirt, sondern sie als Erlebnis innerster Art hinnehmen lernt, wie es der unverheirathete Mann schon immer that. Wenn sie lernt, im Mutterglück das Glück der erweiterten eigenen Persönlichkeit und im Kind (ob es an der eigenen Brust genährt oder vernünftiger Anstaltspflege anvertraut wird) den künftigen Menschen und nicht das Spielpüppchen zu sehen. Dann wird sie auf den Fettschmumpitz mit den rosa und blauen Bändchen am Kinderwagen eben so schmerzlos verzichten wie auf das Küchengold des eigenen Herdes. Wenn sie die edelste Form menschlicher Beziehungen lernt: die Freundschaft. Die einzig geistige, auch vom Geschlecht unberührte Beziehung von Mensch zu Mensch.

Die Frau von heute ist noch seltener als der Mann (wie schon Nietzsche wußte) zu Freundschaft fähig. Der gewöhnliche „Freundinnen“-Kultus ist nichts Anderes als der Ausdruck des Wunsches, einander durch die bisher einzige Atmosphäre Mann zu „lanciren“. Seinetwegen werden diese Freundschaften geschlossen, seinetwegen zerfallen sie in nichts.

Wirkliche Freundschaft, die Glück und Förderung bedeutet, setzt Geist und Seele voraus. Geist aber war für die Frau bisher ein eber so unanbringbares Gut wie Wahrhaftigkeit. Denn auf dem Weg zum Mann kam sie noch immer mit „Klugheit“ und dem Gegentheil von Wahrhaftigkeit am Besten durch. War sie nicht deshalb von Einzelnen, von einem Nietzsche, einem Strindberg, verachtet? Ei, was macht's! Herr Philister ist's zufrieden und Frau Philister ist's auch.

Es ist Zeit, daß die Frau nun die alten Waffen ablegt und neue ergreift, die ihr den Weg ins Leben, in Selbstachtung, in Selbstbehauptung erkämpfen können. Dann wird sie nicht eine Ausgeschaltete, eine Gefangene in der Heimath sein. Wird nicht allein stehen, wenn kein Gatte ihr zur Seite steht. Wird nicht selbst auf Geselligkeit, auf Zerstreuung verzichten müssen, wenn sie nicht „ausgeführt“ wird. (Welch armsäliges Wort! Und wie vielen Tausenden werden durch solches „Ausführen“ die Feierstunden und Feiertage zu Qualstunden und Qualtagen!) Dann wird die Frau auch einen Typus Mann schaffen, der nicht durch die traurige Genügsamkeit seiner Ansprüche an die Frau der höheren geistigen und sittlichen Entwicklung der Frau und damit der Menschen ein Hinderniß ist.

Nadja Strasser.

## Die religiöse Idee des Krieges.

Die Verehrung Jahwes im Alten Testament erweist sich zweifellos in erster Linie von einer politischen Idee des Volkes Israels getragen, der sich erst allmählich die religiöse beigesellt. Mit Jahwe siegte das „außerwählte Volk“ und die Niederlage war die Quittung für geschehene Untreue gegen den allgewaltigen Kriegesgott mit seinem Eifer und Zorn.

Mit den Propheten erst wächst der Messianismus zu einer ideal-religiösen Erwartung heran, die dem unsicheren Schwanen des Kriegesglückes mit allen seinen materiellen und ideellen Folgezuständen ein Ende bereiten werde. Mit dem Messianismus stellt sich die Führerschaft des alten Judenthums auf den idealen Boden der Verheißung der Erlösung von allem irdischen Leid, aller völkischen Verslavung; und erschaut mit ihr das religiöse Gottesreich in seiner Vollendung. Mit seiner Verwirklichung hat der Krieg auf Erden in jeglicher Gestalt aufgehört und der ewige Gottesfriede seine Herrschaft angetreten.

Diese Erlösung ist eine kollektive und bedarf nicht des Mittlerthums, wie es die christliche Lehre bei ihrem verwandten Idiom, dem „Reich Gottes“, das Jesus gepredigt, voraussetzt. Denn die Erlösung nach christlichen Begriffen ist eine persönliche auf Grund des stellvertretenden Leidens des Gottheilands; und erst nach dieser persönlichen Entföhnung, zu deren Vollziehung die christliche Lehre dem Einzelnen die sittliche Kraft abpricht, ist die Möglichkeit des allumfassenden Gottesstaates gegeben.

Sowohl der jüdische Messianismus wie das christliche „Reich Gottes“ schließen den Krieg nach ihrer Verwirklichung aus und sind beherrscht von der Idee des ewigen Friedens, der ein sittlicher Idealismus im Sinn des Alten wie des Neuen Testaments sich nicht entäußern kann. Von diesem sittlichen Idealismus darf und muß aber auch geredet werden inmitten der Erlebnisse der brutalen Wirklichkeit. Der Glaube an den Sieg der idealen Idee über die Wirklichkeit braucht keinen Anwurf zu fürchten, als entzöge man sich den vom Augenblick oder vom rein Menschlichen gebotenen Nothwendigkeiten, sobald man nur die Gegenwart versteht als einen Punkt in der gesamten historischen Entwicklung, deren Ende eben die Verwirklichung der religiösen Idee, wie sie sich lebendig im jüdischen Prophetenthum und in der urchristlichen Anschauung offenbart, bildet.

Friedrich Nietzsche, der Philosoph des „Pathos der Distanz“, hat wohl als Erster klar erkannt, daß die jüdisch-christliche Religion einem proletarischen Ursprung ihr Dasein verdankt. Nicht von Herrschenden und Besizhenden, sondern von Deffakirten und Verarmten ist der Charakter der jüdischen Religion erstmals geformt, erlebt, bestimmt worden. Max Maurenbrecher hat in seinem Buch „Das Leid“ (Jena, bei Eugen Diederichs, 1912) diesen Gedanken geistvoll beleuchtet. Nietzsche

hat wohl mit Recht auf Grund dieses verschiedenen sozialen Ursprunges auch die Verschiedenheit des Charakters der jüdischen von der griechischen Religion erklärt. Der Unterschied in der gedrückten Stimmung und der wirklichkeit fremden Bildung des israelitischen Tagelöhners und Sklaven des achten und siebenten Jahrhunderts im Gegensatz zu dem freien, heroischen, fröhlicher Gegenwart lebenden Athener des fünften Jahrhunderts, in dessen Denken wirtschaftliche Sorgen nicht einbrachen, ist zu Ungunsten des Ersten so deutlich, daß die Tragweite sich auf die gesammte Weltanschauung, besonders auf die religiöse Anlage, erstrecken mußte.

Das Leiden am unverständenen Weltproblem, an ungewollter Schuld, an politischen Sorgen, dessen ergreifendsten Ausdruck die griechische Tragödienkunst in sich birgt, ist die Signatur des Griechenthums, sofern es den Grundgedanken seines philosophischen Lebenswerkes betrifft. Die Schutzlosigkeit gegenüber den herrschenden Klassen, Hunger, Krankheit, Krieg und Rechtsfragen: das zermarternde Gemischel der sozialen Probleme ist die Lebensfrage des alten Judenthums. Aristokratie und Proletariat stehen einander hier in völkischer Abgeschlossenheit gegenüber. Diese innere und äußere Enterbtheit von dem reich besetzten Tisch nationaler Wohlhabenheit und Unabhängigkeit ist psychologisch der geeignetste Boden für das zuversichtliche Vertrauen auf die Hilfe der unsichtbaren Gottheit; nur Einer kann aus der Nothung und Sorge des täglichen Daseins erretten: Jahwe, der Gerechte, der Rächer aller Unterdrückten; er läßt sein Volk, dem er sich durch die Propheten offenbart, nicht untergehen.

Die Wandlung dieses politischen Gottesglaubens zum religiösen Ideal ist das erhabenste Verdienst der alttestamentlichen Propheten. In diesem religiösen Glauben wuchs die engbegrenzte Volksreligion über ihren eigenen Rahmen hinaus ins Universale und in den großen Gottesstaat hinein; die Verwirklichung des Messianismus bildete die Lösung der ganzen Daseins- und Leidensfrage. Armuth und Sorge, Krieg und Fehde, Unterdrückung und Knechtsthum sollten ihr Ende finden in diesem Ideal, die Erlösung Israels durch Jahwes Güte und Gerechtigkeit wurde zum Inhalt religiöser Zuversicht erhoben.

Nun darf man aber nicht vergessen, daß die Propheten wohl das Bewußtsein, aber nicht den Ausdruck ihrer Zeit verkörperten. Das Volk pflegt einer abstrakten Idee meist nur dann volles Verständniß und nachhaltige Zuversicht entgegenzubringen, wenn sie einen Träger aufweist. Die Macht der Rede läßt erst die Idee lebendig werden; man folgt dem Führer und nur mit ihm wird die Idee siegen. So ist der altjüdische Messianismus im Volk vielleicht eine mehr oder weniger verschwommene Hoffnung gewesen; im Wesentlichen aber führte die Erfüllung der messianischen Hoffnung über die Erscheinung des politischen Heros, des kriegerischen Helden. In engster Verbindung sehen wir hier religiöse Hoffnung mit kriegerischem Heldenthum, denn im Volksbewußtsein waren diese Dinge untrennbar.



Der historische Jesus hat diese Erwartung nicht erfüllt und auch nach seiner ganzen Geistesrichtung nicht erfüllen wollen. Mit äußerster Schärfe hat Paul de Lagarde in seinen „Deutschen Schriften“ betont, es sei „Theologenlogik“, zu sagen, obwohl Israel in Jesus den Messias nicht erkannte, sei Jesus doch der Messias Israels, und obwohl die eigentliche Gemeinde des Evangeliums den Paulus als Verderber haßte, sei dennoch Paulus der wahre Vertreter des Evangeliums. „Wenn irgendwelche Kirche diese Art Logik weiter treiben will, mag sie es thun: Jeder, der von Wissenschaft das Mindeste weiß, verbittet sich sie und Alle, die ihr huldigen“. Der Sinn des Protestes ist klar; und die historische Entwicklung des Christenthums hat darüber keinen Zweifel gelassen, daß in dem Augenblick, wo die Ausbreitung der jesuanischen Gemeinde ihren Stifter vergottete, der tiefe, trennende Einschnitt zwischen Judenthum und Christenthum vollzogen war.

Der Jesus des Christenthums in seiner ursprünglichen Gestalt war, im Gegensatz zur jüdischen Volkserwartung, kein politischer Held, kein Kriegsheld, sondern ein sittlicher Lehrer des Einzelnen, der das Individuum für die Idee des „Reiches Gottes“ zu gewinnen trachtete. Sein Sozialismus ist identisch mit abdirter Individualhumanität, nicht mit „Moral der Masse“. Weil sie Individualmoral ist, hat Jesu Moral ein internationales, ein distanzloses Wesen.

In Rauffmanns „Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert“ wird darauf hingewiesen, daß Fichte noch 1806 den Satz drucken ließ: „Welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers?“ Die Wahrheit ist eben die, daß die Menschheit sich nicht aus Einzelnen, sondern aus Völkern zusammensetzt, daß Völkermoral und Völkerinteressen nicht bloße summirte Größen sind. In der Konstitution ist das Christenthum gegenüber stärkeren profanen Mächten unterlegen; der Kommunismus der urchristlichen Gemeinde war unhaltbar gewesen. Darum darf aber nicht der regulative Werth christlicher Moral verkannt werden, die Hoheit persönlicher ethischer Ueberzeugung, Rechtlichkeit und echter Religion, zu der auch der Glaube an die Verwirklichung des Ideals gehört.

Je gründlicher man sich mit der Motivfrage der jesuanischen Lehre und ihrer kausalen Begründung beschäftigt, um so bedeutamer tritt die Erwartung des Meisters, die „Erfüllung“ des „Reiches Gottes“, und zwar auf Erden, werde sich in aller Kürze vollziehen, nachdem er seine Mission, die Menschen zu dem erhofften „Reiche Gottes“ „geschickt“ zu machen, erfüllt hätte, als ein beherrschender Leitgedanke seines ganzen Systems entgegen. Das sittlich geläuterte irdische Reich sollte sich dem Reich des himmlischen Vaters vermählen; zu dieser Verwirklichung sollte das Erscheinen des in einzigartiger Gemeinschaft mit dem Willen und den Gedanken des Vaters sich fühlenden Reformators des jüdischen Gesetzes, als den Jesus sich anjah, den Boden bereiten. Wohl sollten die Jünger hinausgehen, um das Evangelium den Heiden zu predigen. Ihre Arbeit galt der Propaganda für eine

geistige theokratische Gemeinschaft, in die Jeder eintreten konnte, „der Ohren hat, zu hören“. Das war kein profan-politischer Gedanke. Wäre ein solcher das Ziel Jesu gewesen, so wäre gar nicht zu verstehen, daß auch nicht ein einziges Wort von ihm überliefert ist, das sich mit dem Begriff des Vaterlandes, des Patriotismus, der bürgerlichen Gemeinschaft, der Rasse und ähnlicher politischen Wendungen beschäftigt. Die Stellung des jüdischen Staates zum römischen Reich gehört gar nicht in den Bereich der Gedanken seiner empfundenen Weltmission; die kriegerische Tugend, der Muth, die Tapferkeit: sie werden nicht mit einem Worte des Lobes bedacht. Darauf hat schon Ernst Renan in seinem Brief (von 1870) an David Friedrich Strauß hingewiesen.

In allen diesen Dingen liegt das grundsätzlich Unpolitische der jesuanischen Lehre deutlich ausgeprägt. Welche Bedeutung konnte auch die Staatspolitik haben angesichts des nahenden Gottesreiches, von dem Jesus die Auflösung aller kleinlichen irdischen Konflikte, das Vergehen aller irdischen Staatengebilde erwartete? Hier herrschte nur die Liebe und die Herrlichkeit des himmlischen Vaters und ließ sich nicht an nationale Forderungen und Eigenheiten binden.

Mit diesen Feststellungen aber gewinnen wir den Schlüssel zur Erklärung der trotz aller Ablehnung nicht wegzustreitenden Weltfremdheit und geistigen Einseitigkeit der ursprünglichen jesuanischen Lehre, die um so heller hätte einleuchten müssen, wenn nicht, statt des von Jesus verheißenen Gottesstaates auf Erden, bald nach des Meisters Tode die Vergöttlichung des sittlichen Reformators unter der Obhut des philosophisch-spekulativen, mit den griechischen Logos-Ideen wohlvertrauten Paulus verlangt worden wäre.

Und doch erhob immer wieder die Profan-Politik beherrschend ihr Haupt; sie hat die Jahrhunderte des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit hindurch so tiefeschürfend die Geschichte der Völker durchsucht, daß, sollte nicht das im Urgrunde individualistisch-sittlich angelegte Christenthum untergehen, sich dessen Träger bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein, der Katholizismus, für verpflichtet hielt, politische Fragen christlich zu durchsäuern, und zwar im Sinn einer kirchlich-politischen Hierarchie. Diesem Gedanken ist die katholische Kirche, wenn sie auch im Protestantismus einen nicht zu unterschätzenden, die Weltlichkeit alles Politischen im ursprünglichen Sinn der Jesu lehre betonenden Gegner findet, niemals untreu geworden. Davon zeugt auch jetzt wieder der Befehl des Papstes, daß in allen seiner Macht aufgestellten Gotteshäusern um Frieden gebetet werde. Der Krieg gilt als eine Aufsehnung wider den Gedanken des „Reiches Gottes“, das, nach dem jüdischen Messianismus und nach dem Wort Jesu, mit Völkerehden unvereinbar ist. Aus der Individualität des Heilands will die katholische Kirche eine Völkerethik ableiten und sich auch dadurch als die irdische Vertreterin des Gottesstaates noch in unserer Alltagswirklichkeit erweisen.

Die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart lassen darüber keinen.

Zweifel, daß die Profan-Politik stärker gewesen ist bei der Gestaltung des Weltbildes als die auf dem fernen Boden Palästinas geborene christliche Sittlichkeitslehre, die ihr auf das Individuum zunächst berechnetes Wesen nicht verleugnen kann. Vor der rohen Gewalt ist der sittliche Wille vor die Entscheidung gestellt, sich aufzuopfern und unterzugehen, gleich dem ergebenen, widerstandlosen Pulverthum der christlichen Märtyrer, die in eudämonistischem Gerechtigkeitsglauben sich der blutigen Entscheidung der römischen Caesaren unterwarfen, oder mit dem Schwert in der Hand sich geltend zu machen und als Verbündeter eines die ganze sittliche Welt überschattenden Kulturgedankens aufzutreten.

Man nenne diesen thätigen Heroismus des sittlichen Willens Nothwehr und spreche ihm nicht den Idealismus ab, der im Kampf für Kultur, für Sitte und Recht liegt, man lasse dahingestellt, ob Jesus die Nothwehr des Einzelnen für sittlich erlaubt hielt; er hat dem Petrus geboten, das Schwert in die Scheide zu stecken, und hinzugefügt, wer das Schwert ergreife, werde durch das Schwert umkommen. Wir fragen heute ernster denn je: Bedarf es wirklich des Kampfes? Steht die Kultur vor der Frage des Seins oder Nichtseins?

Und wir werden die Frage in vollster Ueberzeugung bejahen. Nicht werden wir den gewaltigen Kampf der Millionen gegen Millionen als ein Glück oder gar als einen Fortschritt im Gesamtleben der Völker bezeichnen, nicht werden wir behaupten dürfen, daß unser Kampf im Programm des Stifters des Christenthums vorgesehen sei; wir werden sogar den Einzelnen von der Erfüllung der sittlichen Pflicht, nicht zu hassen und nicht zu töten, entbinden müssen. Aber von der Pflicht, als Volk den Kulturgedanken zu vertheidigen, um im blutig erkämpften Frieden die Möglichkeit der Lebensführung nach dem Sittengesetz des eigenen Gewissens zu haben, kann das Volk, dem ein Kant und ein Goethe gegeben ist, dem auf den Rathedem deutsche Ehrlichkeit, deutsche Arbeit, deutsches Recht in verschiedenster und doch einheitslicher Gestalt gepredigt wird, nicht lassen.

Auf dem Schlachtfeld entscheidet nicht, ob einen Gottentfremdeten die Noth beten lehrte, ob den Gläubigen das Vertrauen, vor allen Anderen im Schutz der Gottheit zu stehen, erfüllt, ob der Freigeist mit gleichem Muth dem wirren Fluge der Geschosse trotzt. Daß der Gedanke, aus den grausigen Gefilden steige die Erlösung vom Uebel, lebendig sei in jedem einzelnen deutschen Herzen, daß wir hinauswachsen über die Vergangenheit, auf deren idealen Gütern sich neue Werthsetzungen aufbauen, sollten sie uns selbst die Unzulänglichkeit alter, geheiligter Anschauungen offenbaren: Das sei unser heiliger Wunsch und unsere religiöse Zuversicht.

Professor Dr. Friedrich Köhler.



## Selbstanzeigen.

**Die Entwicklung der Diskontopolitik der Bank von England; 1780 bis 1850.** Verlag von Karl Heymann in Berlin.

Die Aufgabe der Diskontopolitik.

Als Diskontopolitik einer Centralnotenbank bezeichnet man ihr bewußtes Vorgehen nach bestimmten Grundsätzen gegenüber Diskontirungsgesuchen. Diese Grundsätze ergeben sich daraus, daß der Centralnotenbank sowohl privatwirthschaftliche wie vor Allem volkwirthschaftliche Aufgaben obliegen. Ein solches Institut darf sich nicht, wie die Privatbanken, in erster Linie vom Erwerbssinteresse leiten lassen, sondern es hat daneben Pflichten für das Gemeinwohl zu erfüllen. Die privatwirthschaftliche Aufgabe einer Centralbank besteht darin, einen im Verhältniß zu ihren Verbindlichkeiten ausreichenden Barbestand zu halten, und zwar nicht allein bei ruhigem, normalem Verlauf des Erwerbslebens, sondern auch in bewegten, kritischen Zeiten. Daher muß sie einer zu großen Ausdehnung ihrer Verbindlichkeiten und Metallabflüssen in den inneren Verkehr und namentlich ins Ausland unter Umständen entgegenwirken. Die befriedigende Lösung dieser privatwirthschaftlichen Aufgabe ist insofern von erheblicher volkwirthschaftlicher Bedeutung, als die Sicherung der eigenen Zahlungsfähigkeit der Centralbank, des Hauptsammelbeckens des nationalen Barzahles, gleichbedeutend ist mit der Aufrechterhaltung der Landeswährung. Aus diesem Becken werden, wenn erforderlich, die Zahlungen an das Ausland geleistet; auf ihm ruht in letzter Linie der statliche Bau der Kreditzahlungsmittel in den modernen Kreditwirthschaften; es dient als finanzielle Kriegesreserve, wenn die Ehre der Nation auf dem Spiel steht. Zwar bildet auch das Gold im freien Verkehr eine Reserve für die Volkswirthschaft. Aber der Goldbegehr schöpft besonders gern aus dem leichter faßbaren Vorrath der Centralbank; denn eine größere Goldnachfrage läßt sich aus der Circulation erst nach mühevoller Sammelthätigkeit befriedigen. Selbst wenn größere Beträge dem freien Verkehr entnommen würden, müßte die hier entstandene Lücke doch wieder von der Centralbank ausgefüllt werden.

Die besonderen volkwirthschaftlichen Funktionen der Centralnotenbank bestehen in der Ueberwachung der Kreditbedürfnisse der Geschäftswelt. In Zeiten wirthschaftlichen Niederganges muß die Bank den erschlafften Unternehmungsggeist durch billige Kreditgewährung aufzurütteln suchen. In Perioden anschwellender Speculation und überschäumenden Bethätigungdranges hat die Centralbank eine einschränkend: Politit zu befolgen. In Tagen der Krisis muß sie als letzte Kreditquelle der bedrängten Geschäftswelt zu Hilfe kommen. Sie muß bald anregend, bald mäßigend in das Wirthschaftsleben eingreifen.

Für eine Centralnotenbank, die nicht zur Einlösung ihrer Noten in Bargeld verpflichtet ist, bleiben die hier angedeuteten Gesichtspunkte dennoch bestehen; denn das Interesse, ihren Notenumlauf in gebühren-

den Schranken zu halten, erfordert ein ähnliches Verfahren, wie wenn die Bank für die Einlösbarkeit ihrer Noten Sorge zu tragen hätte. Soll eine Centralnotenbank mit Erfolg ihres verantwortungsvollen Amtes walten, so muß sie außer ihrer eigenen Lage die der gesammten Volkswirtschaft in den Kreis ihrer Erwägungen rücken. Sie darf sich aber nicht allein damit begnügen, die jeweils vorhandene Konjunktur ihrer Diskontpolitik zu Grunde zu legen, sondern sie hat weitausschauend die Bahnen abzuwägen, in denen die einzelnen Erwerbszweige des Inlandes und auch des Auslandes (wenigstens so weit diese auf das heimische Wirtschaftslieben rückwirken können) sich zu bewegen streben.

Beziehen sich die vorhergehenden Ausführungen auf den Umfang des Begriffes der Diskontpolitik, so bedarf es weiter noch einiger Erörterungen über dessen Inhalt: über die einzelnen Maßnahmen, die man unter dem Begriff Diskontpolitik zusammenfaßt.

Eine große Anzahl diskontpolitischer Maßregeln ist von den Centralnotenbanken im Lauf ihrer Entwicklung angewendet worden und wird noch heute angewendet. Aber heute giebt es unter diesen Mitteln eins, nämlich die planmäßige Regulirung des Diskontsatzes, das alle anderen an Schärfe und Schneidigkeit so weit überragt, daß man vielfach Diskontfestsetzung schlechtthin mit Diskontpolitik identifizirt. Der Diskontsatz (Das heißt: der Zinsabzug, den die Bank beim Ankauf von kurzfristigen, sicheren Handelsweseln macht und nach dem sich ihr, meist höherer, Lombardzins bemißt, die Rate für kurzfristige Darlehen gegen Unterpand) übt eine doppelte Wirkung aus. Er regelt die an die Bank herantretenden inländischen Kreditansprüche. Seine Erhöhung tritt einer übermäßigen Zunahme der Verbindlichkeiten der Bank entgegen; durch seine Herabsetzung zeigt die Bank an, daß sie ihre Mittel in größerem Umfang nutzbringend zu beschäftigen sucht. Zweitens beeinflußt er die Kapital- und Edelmetallübertragungen zwischen den Völkern. Ein erhöhter Diskontsatz bietet dem kurzfristige Anlage suchenden internationalen Geldkapital eine günstigere Verwendungsgelegenheit; in Folge einer Ermäßigung des Diskontsatzes strebt das internationale Geldkapital nach anderen Märkten, die eine höhere Verzinsung gewähren.

Zu dieser zweiten Wirkung ist freilich erforderlich, daß der Bewegung der Bankrate der Privatdiskontsatz am offenen Markt folgt: der Zinssatz für erstklassige Bankaccepte, der namentlich wegen der in ihm enthaltenen geringeren Risikoprämie meist niedriger ist als jene. Denn die internationalen Geldverschiebungen werden mit der Hilfe solcher Wechsel auf der Grundlage des Privatdiskonts vollzogen und von der Bankrate nur so weit berührt, wie diese auf den Privatdiskontsatz einzuwirken vermag. Dies geschieht erstens dadurch, daß die Centralbank durch eine Diskonterhöhung eine Anzahl Kreditnehmer dem offenen Markt zutreibt. Diese an den Markt herantretende zusätzliche Nachfrage verringert dessen verfügbare Mittel; eine Erhöhung des Geldleihspreises ist die Folge. Je größer also der Antheil der Centralbank am Leihgeschäft des Landes ist, desto prompter wird

die Wirksamkeit ihrer Diskontaktion sein. Eine Annäherung des Privatdiskonts an diese erhöhte Bankrate findet auch dadurch Statt, daß nicht der beständig wechselnde Privatdiskontsatz, sondern die itigeren Bankrate die Richtschnur für die Zinssätze der vornehmsten Zweige des privaten Bankgeschäftes bildet, wie für das Depositen-, Lombard- und Kontokorrentgeschäft. Die Vergütung eines höheren Depositenzinses zwingt die privaten Geldverleiher, sich durch Berechnung höherer Diskontsätze schadlos zu halten. Weiter bietet eine Erhöhung des Zinsfußes auf Vorschüsse im Lombard- und Kontokorrentverkehr bei gleichbleibendem Privatdiskont einen Anreiz zur Benützung des Acceptkredits, indem der Kunde auf seine Bank einen Wechsel zieht, ihn von der Bank acceptiren läßt und zum Privatdiskont begiebt. (In praxi übersteigen die Unkosten des Kunden den Privatdiskont um Acceptprovision, Wechselstempel usw.) Abgesehen davon, daß dadurch die Acceptverpflichtungen der Banken ein unliebsames Anwachsen erfahren, erhöht sich auf diese Weise das Angebot von Bankwechseln und deshalb der Privatdiskontsatz.

Das verlässlichste Mittel für ein Centralnoteninstitut, eine Divergenz zwischen Bank- und Privatdiskont zu beseitigen, ist das zuerst erörterte, nämlich die Erringung eines starken Antheils am Leihgeschäft. Eine weniger kräftige Centralbank wird sich, um eine Diskonterhöhung zu voller Geltung zu bringen, unter Umständen einer weiteren diskontpolitischen Maßnahme bedienen: sie tritt als Geldnehmer auf den offenen Markt und sucht dessen verfügbare Mittel einzuschränken, um ihn zu zwingen, ihrer Politik zu folgen. Die übrigen, heute angewandten diskontpolitischen Maßregeln bezwecken meist die Erleichterung des Goldeinganges oder die Erschwerung des Goldausganges: die Gewährung zinsfreier Vorschüsse auf Goldzufuhren; die Hergabe abgenutzter Goldmünzen an die Goldexporteure; die Goldpreispolitik (die wechselnde Festsetzung der Un- und Verkaufspreise von Barren und Sorten); die besonders von der Bank von Frankreich gepflegte Goldprämienpolitik, die darin besteht, daß die Bank (auf Grund des ihr zustehenden Rechtes, nach ihrem Belieben ihre Noten in silbernen Fünffrancsstücken, die wegen ihrer Unterwerthigkeit nicht exportfähig sind, statt in Goldmünzen einzulösen) bei der Herausgabe von Gold für Ausfuhrzwecke in gewissen Fällen ein Aufgeld (prime) verlangt; die Devisenpolitik (das Halten ausländischer Wechsel zur Beeinflussung der Wechselkurse); die gegenseitige Aushilfe der Centralbanken verschiedener Länder und Aehnliches. Im Vergleich mit dem wechselnden Anziehen und Nachlassen der Diskontschraube gelten diese sonstigen Bestandtheile der Diskontpolitik heute aber nur als Aus Hilfsmittel, die dazu dienen, unter gewissen Bedingungen die Macht der Bankrate zu verstärken oder deren zu häufiges und zu weites Schwanken im Interesse möglichst gesicherter kaufmännischer Kalkulation zu vermeiden.

So einfach uns heute das Problem scheint, so hat es doch einer

langwierigen Entwicklung bedurft, um die Grundsätze zu verstehen, nach denen die Bestimmung des Diskontsatzes zu erfolgen hat. Erst nach vielen tastenden Versuchen mit Maßnahmen, die, ohne die Wirksamkeit von Diskontveränderungen zu besitzen, das Wirthschaftsleben viel ärger störten, machte, seit etwa 1850, die älteste und bedeutendste der modernen Centralnotenbanken, die Bank von England (und bald ihrem Vorbilde folgend ihre kontinentalen Schwesterinstitute) von diesem Mittel bewußten Gebrauch.

Dr. Peter Uex.

### Der Sachwerth. Leipzig, Dunder & Humblot.

In meinem Buch gehe ich, im Gegensatz zu Marg, davon aus, daß nicht die Gesellschaft, sondern der Einzelne, den ich Robinson nenne, die maßgebende wirthschaftliche Einheit ist. Der Einzelne ist eine Einheit, weil bei ihm Bedarf und Arbeitskraft in natürlichem Gleichgewicht stehen, und er ist maßgebend, weil sein subjektiver Bedarf über die Bewertung irgendeines Gutes entscheidet. Hieraus ergibt sich, daß das Werthurtheil durchaus subjektiv ist und über das selbe Gut, sei es bei verschiedener Bedarfsgröße, sei es bei verschieden großer Arbeitskraft, verschieden ausfallen muß. Aus diesen Verschiedenheiten wird dann die wahre Natur des Mehrwerthes abgeleitet: er läßt sich immer auf eine vom Konsumenten ersparte Arbeitsleistung zurückführen. Daneben wird erörtert, daß der Tausch wirthschaftlich ein ganz anderes Geschäft ist als der Kauf: dort werden Bedarfsgüter ausgewechselt, hier Arbeitsleistungen, woraus sich erklärt, daß der Mehrwerth erst in der kapitalistischen Gesellschaftsform auftritt. Dies führt auf den Unterschied zwischen der kapitalistischen Gesellschaftsform und ihren Vorgängern und erklärt auch die verschiedene Beurtheilung des Zinsnehmens. Dann wird nachgewiesen, daß die margische Formel des Mehrwerthes falsch ist. Der Mehrwerth kann nicht auf der Seite des variablen Kapitals entstehen, sondern nur auf der Seite, wo der Gesamtbedarf gegenüber der Gesamtarbeitskraft gering ist, also beim konstanten Kapital: bei der Maschine im Gegensatz zur menschlichen Arbeitskraft, bei dem Kapital im Gegensatz zur Maschine. Ein weiteres Ergebnis der Erörterungen ist, daß nicht der Lohnarbeiter produktiv ist, sondern der Unternehmer. Jener ist überhaupt von der Produktion ausgeschlossen; seine einzige Absicht ist, seine Arbeitskraft in ihr Aequivalent, das Geld, umzusetzen, das zugleich Aequivalent seines Bedarfes ist. Da er das Geld völlig zur Deckung seines Bedarfes verbraucht, bleibt nichts übrig, was man als neu geschaffenen Werth bezeichnen könnte. Die Verleugnung dieser Thatsache beruht darauf, daß Marg dem Produkt des Lohnarbeiters schon bei diesem den selben Werth beilegt, den ihm erst der Konsument giebt, während es dort nur den Werth der darauf verwendeten Arbeitsleistung oder ihres Aequivalentes in Geld hat. Und dieser Werth wird ja dem Lohnarbeiter vergütet. Doch werden die sozialen Mängel unserer Gesellschaftsform in meiner Darstellung nicht verkannt. Freiherr von Kettelhödt.

## Die Frau des Kommandeurs.

Es trug die warme Luft mit gleichnetischem Wehn  
 Vom schon gefallen Laub Geruch der ersten Säule.  
 Ich sah sie fern vor mir durchs Grün der Gärten gehn.  
 In Schleier schwarz und Kleid, wie eine schwarze Säule.

Septemberbläue hing im Lichte überm Teich,  
 Da saß sie auf der Bank im Schatten der Platane;  
 Zu folgen schien sie dort dem feierlichen Schwane,  
 Im grün und gelben Laub, im Trauerweiden-Reich.

Als nun mein Schritt erklang, erhob sie das Gesicht,  
 Das war nicht jung, nicht alt, von hart gewordner Schöne.  
 Und ich erkannte sie. Ihr lebten Mann und Söhne;  
 Und alle waren einst und alle waren nicht.

Die Gärten heimathlich, in einem ewigen Frieden,  
 Sie feierten ringsum die sanfte Sterbezeit.  
 Inmitten saß sie da in ihrem schwarzen Kleid;  
 Und sie begriff es nicht und war nicht mehr hienieden.

Der Eine bei Saint-Dié, am Hang des Wasgauwalds,  
 Der Andre bei Lagarde, bei Saint-Quentin der Dritte . . .  
 Es spreizte sich der Schwan und streckte seinen Hals,  
 Da las sie mir im Aug', daß Einer mit ihr litte.

Und da erkannte sie den überreifen Duft,  
 Den Himmel süß und blau, das schweifende Gelände.  
 Da neigte sie das Haupt und faltete die Hände  
 Und duldete voll Pein den Kuß der ewigen Luft.

Ihr Leben war vorbei, nur Sterbezeit noch blieb —  
 Von ferne sah ich sie, die immer Schwarze, ragen,  
 Ein finst'rer Speer, den dort ein Gott ins Erdreich trieb.  
 Vom großen Baum ein Ast, der göttlich Frucht getragen.

O tiefes, stilles Land! O feierliche Zeit!  
 O Heimathgarten schön! O Langmuth im Engleiten!  
 O tiefer, tiefer Ton der goldenen Liebesfäden!  
 O Traum von Glanz und Tod! O Traum von Ewigkeit!

(Aus „Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte“; Inselverlag.)



Ich bin Kämter von deutschen Kreis- u. **Stadtanleihen** u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v. Pfandbriefen und Obligationen deutscher Hypothekenbanken zu kulantem Kursum. T.-A. Zehlen- **Max Oske**, Zehlendorf 920 u. 922. Wannsee.

## Steuerberatung

In all' Ihren **Steuersachen** vertritt und berät Sie fachmännisch das **Steuerkontor** G. m. b. H. Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 95  
Tel.: Amt Lützow 7305  
Prospekt „D“ frei.

In den  
bessern Familien  
verfügt man Stellung  
durch die  
**Woffispa**  
Zeitung  
Levin SW6, Villhainfabrik

**Diabetylin**  
neuest., ärztlich bevorzugtes Mittel geg.  
**Zuckerkrankheit**  
i. Apothek. erhältlich. Prospekt kostenfrei.  
**Diabetylin-Gesellschaft m. b. H.**  
Berlin - Steglitz 3.

## Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Erweitzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1913 — 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

**Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.**

# JOSETTI

## Cigaretten

**Trustfrei**



**SPECIAL-MARKEN**  
GROSS ..... 2 Pfg.  
VERA ..... 3 Pfg.  
ELVEN ..... 5 Pfg.

# Gute und billige Bücher zu Kriegspreisen!

In tadellosen Prachteinbänden!

statt  
Ladenpreis

- Kürschner, Josef**, Das ist des Deutschen Vaterland! Eine Wanderung durch deutsche Gauen. Mit 1273 Abbildungen. . . . . M. 12,— für M. 7,50
- Kretschmer, Alb.**, Deutsche Volkstrachten. 91 Farbendrucktafeln mit vielen hundert originalen Volkstypen aus allen Gegenden Deutschlands, nebst erläuterndem Text . . . . . M. 75,— für M. 15,—
- Italien**: Durch ganz Italien. Samml. v. 2000 Autotypen italien. Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze, m. erläut. Text. 480 Seiten auf feinstem Kunstdruckpapier. Querfolio . . . M. 42,— für M. 25,—
- Ein Ausflug nach Italien. 600 Ansichten der Hauptsehenswürdigkeiten, mit kurzem Text, auf feinstem Kunstdruckpapier. Querfolio . . M. 18,— für M. 9,—
- Jagdalbum**. Nach den berühmtesten Jagdmalereien zusammengestellt u. herausgegeben von Richard Jericke. 28 Blatt, mit Text . . M. 15,— für M. 10,—
- Rhein**: An den Ufern des Rheins. Vom Bodensee bis zu den Niederlanden. 550 Abbildungen nach fotogr. Aufnahm., mit Text M. 15,— für M. 7,50
- Der Pferdesport**. Das goldene Buch des Renn-, Reit- und Trabersportes. Mit 18 Kunsttafeln, Chrombildern u. 900 fotogr. Darstellungen M. 90,— für M. 20,—
- Die neue Welt**. Sammlung fotogr. Aufnahmen der großartigen Naturwunder, Städte u. Meisterwerke von Nord-, Zentral- und Südamerika. Mit Text von G. Stein . . . . . M. 12,— für M. 6,50
- Tirol, Salzburg und Oberbayern**. 325 Ansichten nach neuesten Originalaufnahmen auf feinstem Kunstdruckpapier . . . . . M. 20,— für M. 12,50
- Stassen, Franz**, Tristan und Isolde. 12 Bilder zu Richard Wagners Tondichtung. Groß-Folio M. 75,— für M. 25,—
- Parsifal. 15 Bilder zu Richard Wagners Bühnenweih-Festspiel. Groß-Folio . . . . . M. 80,— für M. 25,—
- Scheibert, J.**, Unser Volk in Waffen. Der Deutsch-Franz. Krieg 1870/71. Auf Grund des großen Generalstabswerkes bearbeitet. Gegen 400 Abbild. im Text, 46 Kupferdruckporträts und 42 Photographiedrucke nach Schlachten-gemälden. 2 Bände. 696 und 656 Seiten . . M. 24,— für M. 7,50
- Deininger, J. W.**, Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht herausgegeben. 170 farbige und schwarze Blätter und 150 Textblätter . . . . . M. 600,— für M. 85,—
- Bisheriger Absatz der oben aufgeführten Werke **über 100 000 Exemplare.**

Lieferung erfolgt franko unter Nachnahme  
oder Voreinsendung des Betrages durch

**A. Schumann's Verlag**  
**Leipzig, Königstr. 23.**

# Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

## Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten

**heilbewährt** bei **Katarrhen, Gicht**  
und **Zuckerkrankheit**

Versand durch **Gustav Striebold, Bad Salzbrunn i.Schl.**

## Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbefähigte, Nerven- und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

### Sanatorium Schierke

im Oberharz. 640 m. Physikal.-diätet. Heilanstalt. Mit Tochterhaus „Kurhotel Barenberger Hof“ bei Schierke. Wundervolle Lage.

Geh. San.-Rat Dr. Haug.  
Dr. Kratzenstein.

### Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

**Dr. Bruhn's Wäsche** geschl., ungeschl.  
Engzeileerschütz  
Patv. für 6 Hemd. i.M. Paris, Hamburg 36a.

**Zucker-** Krankheit jetzt heilbar ohne besondere Diät. Von zahlreichen Ärzten erprobt und glänzend begutachtet. Hunderte freiwilliger Dankschreiben Gehilfter. Bei Nichterfolg Geld zurück. Broschüren kostenlos durch Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H. in Fassen 820 bei Gassen (L.) (Die ganze Kur kostet nur einige Pfennige pro Tag).

## WEIN - STUBEN - HUTH

WEINGROSSHANDLUNG

**BERLIN W : POTSDAMER STR. 139**

ECKE LINKSTRASSE, NAHE PLATZ

DIE NEUEN RÄUME IM ERSTEN STOCK SIND ERÖFFNET

**Wie stehen wir?** Die Frage, wo unsere und der Verbündeten tapfere Armeen stehen, beantwortet in anschaulicher Weise die wöchentliche, von der Vereinigung für private Kriegshilfe in München herausgegebene Kriegskarte „Die militärischen Ereignisse im Völkerring 1914-15.“ Aus den Karten, von denen der unserer heutigen Nummer beigelegte Prospekt eine allerdings stark verkleinerte Probe gibt, ist außer dem mutmaßlichen Stand der Heeresstellungen zu erfahren, wann und wo Schlachten geschlagen wurden, wer der Sieger in diesen Schlachten war, welche Fahrten unsere Untersee- und Torpedoboote gemacht haben, wann und wo unsere Flieger und Zeppeline Bomben warfen, kurz, die gesamte Kriegstätigkeit unserer wie der feindlichen Truppen ist zu erkennen. Auf der Rückseite der Karten sind sämtliche vorderseits graphisch dargestellten Ereignisse allwöchentlich beschrieben. Politische Nachrichten sind ebenfalls vermerkt. Und das alles in genauer, sauberer und dazu noch vierfarbiger Ausführung zu dem billigen Preise von 25 Pf., wofür jede Buchhandlung und der Verlag August Scherl G. m. b. H. mit seinen Geschäftsfellen die Karte allwöchentlich frei ins Haus liefern.

**Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“** durch **Max Kirstein** Berlin SW. 68, Markgrafstr. 59. Fernspr. Amt Zeilraum Nr. 10 809, 10 810.

**Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.**



# AEG

**Metalldraht-Lampe**

# BADEN-BADEN

Angenehmer Herbstaufenthalt.

Mildes Klima. Geschützte Lage. Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus und Gicht. — Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln. — Inhalatorium. — **Bäder und Kurhaus während des ganzen Jahres geöffnet.** — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel an Kriegsverwundete und -kranke. — Konzerte, Theater, Vorträge, prachtvolle Spaziergänge. Bergbahn auf den Merkur (ausgezeichnet durch intensive Sonnenbestrahlung).

Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kurtaxfrei.

Auskunft u. Prospekte durch das städtische Verkehrsamt.

## SANATORIEN

bietet der Anzeigenteil der  
**ZUKUNFT**  
Gelegenheit zu wirksamer  
**Propaganda.**